

Wir sollten den Kindern dabei helfen, zu Lesern zu werden!

Zur besonderen Bedeutung der Erstlesebücher

Für heutige Kinder ist es unendlich viel schwerer, zu Lesern zu werden, als für frühere Generationen – obwohl das Lesen, einmal ganz abgesehen von dem Vergnügen, das es dem Leser bereiten, vom Trost und der Hoffnung, die es ihm geben kann, immer noch die gesellschaftliche Schlüsselqualifikation überhaupt ist. Ohne Lesen geht gar nichts, gerade mit zunehmender Nutzung des PC wird die Fähigkeit, schnell und fließend geschriebene Informationen entschlüsseln zu können, immer wichtiger. Wer die Schule verlässt, ohne fließend lesen zu können, hat auf dem Arbeitsmarkt keine Chance. An *dieser* Stelle werden gesellschaftliche Chancen verteilt – übrigens auch, weil ein Leser, wie die heutige Hirnforschung weiß, nicht nur das Lesen übt, sondern durch diese hochkomplexe Tätigkeit auch jedes Mal diverse Hirnregionen stimuliert, so dass, einfach formuliert, eine Steigerung der Gesamtintelligenz die Folge ist.

Frühere Generationen von Kindern haben sehnsüchtig auf den Augenblick gewartet, an dem sie endlich lesen konnten: Denn andere Möglichkeiten, aus der Realität in Phantasiewelten abzutauchen, gab es nicht – es sei denn man hatte einen erzählfreudigen Opa, eine Märchen begeisterte Oma, Eltern, die vor dem Schlafengehen eine Geschichte erzählten. Für Kinder damals gab es, bevor sie lesen konnten, nur die Wirklichkeit, *eigene* Fantasien und die Hoffnung auf einen Erwachsenen, der über genügend Zeit verfügte, um zu erzählen. Lesen war, auf eine völlig andere Weise als heute, *nötig*.

Kinder sind heute Mehrfach-Mediennutzer

Als ich Kind war, fing das Fernsehprogramm erst nachmittags um fünf Uhr an, Kinderprogramm gab es keineswegs täglich, und was es gab – außer den Highlights *Fury* und *Lassy* einmal wöchentlich - war dann auch eher so, dass man sich überlegte, ob man nicht lieber mit der Freundin Geschichtenball spielen wollte: „Basteln mit Tante Erika“ zum Beispiel, und das in Schwarzweiß. Heute sehen Einjährige *Teletubbies*, Zweijährige die

Seamstraße und die *Sendung mit der Maus*, Dreijährige *Siebenstein*, und danach geht es erst richtig los mit Programm rund um die Uhr. *Kinderkanal*, *pro sieben* und *super RTL* bieten Kinderprogramm ab sechs Uhr morgens. Kassettenrekorder werden von Spielzeugherstellern so konstruiert, dass schon Zweijährige sie bedienen können. Um eine CD einzuschieben braucht man noch nicht mal eine besonders entwickelte Feinmotorik. CD-ROMs werden für die Allerkleinsten entwickelt. Wem seine Wirklichkeit nicht genügt; wer sich in der Wohnung und auf dem Spielplatz langweilt, der kann heute schon im jüngsten Alter abtauchen in eine Fantasiewelt seiner Wahl. Warum also sollte er sich der Mühe unterziehen, auch noch lesen zu lernen?

Nun wollen auch heutige Kinder das natürlich trotzdem unbedingt: Lesen zu können bedeutet *groß zu sein*, und am besten, es gibt in der Schule schon am Einschulungstag gleich den ersten Buchstaben. Die Bereitschaft allerdings, sich dafür auch aus eigener Motivation heftig anzustrengen, weil das Lesen endlich, endlich das Tor in eine zweite Wirklichkeit öffnet, ist für die kleinen Mehrfach-Mediennutzer verschwunden.

Beim Lesen hat jeder sein eigenes Bild im Kopf

Natürlich gibt es nach wie vor Kinder, vor allem in der Mittelschicht, die durch vorlesende Eltern erfahren haben, dass Bücher etwas enthalten, für das sich Anstrengung lohnt. Sie nutzen die elektronischen Medien wie andere Kinder auch – sie haben aber zusätzlich die Chance gehabt, Erfahrungen zu sammeln mit dem andersartigen Erlebnis, das wir bei der Rezeption von Texten haben, wenn uns nämlich z.B. die Bilder fehlen und wir sie aus unserem eigenen Erfahrungsschatz selber konstruieren müssen - wodurch die Geschichte ja in jedem Fall sehr viel mehr mit uns selber zu tun hat, als ein Film es jemals könnte. Welches Bild entsteht in *Ihrem* Kopf, wenn sie das Wort *Frühling*, das Wort *Weihnachten* lesen (oder hören)? Welches entsteht im Kopf ihrer Nachbarin?

Astrid Lindgren hat immer wieder berichtet, dass sie beim Schreiben über Küchen in ihren Texten jedes Mal an eine bestimmte Küche ihrer Kindheit

gedacht hat – jedes lesende oder zuhörende Kind allerdings wird stattdessen *seine* Küche, die Küche der Freundin, der Oma vor sich sehen, unbewusst, ohne es überhaupt nur zu merken. Die Geschichte, die aus einem geschriebenen Text entsteht, ist, das wissen Sie ja, in jedem Kopf eine andere, die immer ganz eigene des Lesers, und das macht die starke emotionale Wirkung gelesener Geschichten aus: Wir sind selber an ihrer Entstehung beteiligt. Es geht um die Figuren der *Geschichte*, es geht aber gleichzeitig auch immer *um uns*. Ohne uns, ohne unsere Erfahrungen und inneren Bilder, käme die Geschichte nicht zum Leben.

Lesenlernen ist eine gigantische Anstrengung

Kinder, denen vorgelesen wird, haben diese Erfahrung gemacht. Was aber ist mit der wachsenden Zahl von Kindern, denen vor Schuleintritt niemals vorgelesen worden ist? Warum sollte ein Kind, das bisher höchstens und im besten Fall im Kindergarten ab und zu Kontakt zu einem Buch gehabt hat, sich überhaupt der gigantischen Anstrengung unterwerfen wollen, Bücher lesen zu lernen? Und wie gigantisch die Anstrengung ist, können Sie sich leicht wieder ins Bewusstsein rufen, wenn Sie versuchen, sich noch einmal selbst neue Schriftzeichen einzuprägen und anschließend zu Wörtern zusammenzufügen!

Und die Kinder sollen ja nicht nur wenige Zeichen lernen, sondern 29 - das ganze Alphabet, und dazu Buchstabenkombinationen wie SCH und CH und Diphthonge mit ihrem Lautwert und Satz- und Redezeichen. Danach müssen Sie lernen, diese Zeichen zusammenzuziehen und auch noch den Sinn des Gelesenen zu entnehmen – während Sie also mit der anstrengenden Tätigkeit beschäftigt sind, das zweite Wort eines Satzes zu entziffern, dürfen Sie trotzdem nicht vergessen, wie das erste hieß, und das kann bei langen Sätzen ganz schön schwierig werden. Und Spaß macht das Ganze natürlich noch überhaupt nicht – stellen sie sich vor, sie sollten ein Buch lesen, das nur in chinesischen Zeichen geschrieben ist, und sei es ein Krimi von Mankell oder Elizabeth George oder ein Roman Ihres Lieblingsautors: Können Sie sich vorstellen, dass Sie dabei das gleiche Lesegefühl

entwickeln, wie Sie es heute für selbstverständlich halten, dass Sie abtauchen, sich hineinziehen lassen können in die Geschichte, dass diese Lektüre Ihr entspannendes Freizeitvergnügen wäre?

Wohl eher nicht. Ihre gesamte Kraft und Aufmerksamkeit werden Sie nämlich zunächst – und ziemlich lange! – brauchen, um sich zu erinnern, welchen Lautwert dieses Zeichen hier noch mal hatte, und dann das Folgende, und das nächste; um dann im Schneckentempo zusammenzufügen, und schließlich, um das Buchstabierte bis zum Satzende im Gedächtnis zu behalten.

Der Weg zum Vergnügenslesen ist steinig

Genauso geht es Kindern, die lesen lernen. Da müssen sie schon genau wissen, *wozu*, wenn sie sich dieser Anstrengung zäh so lange unterziehen sollen, wie es nötig ist, um schließlich mit Leichtigkeit und Freude Texte zum Vergnügen lesen zu können. Die Stunden, die in den ersten zwei, manchmal vier Grundschuljahren auf das Lesenlernen und -üben verwandt werden, reichen dazu in den meisten Fällen nicht aus. Und da man Lesen nur durch Lesen lernt, müsste jemand, der irgendwann einmal fließend Bücher lesen will, eben doch auch noch freiwillig lesen schon zu einer Zeit, zu der er noch keinen wirklichen Lustgewinn daraus schöpfen kann.

Natürlich gibt es bei Kindern, wenn sie einmal die ersten Buchstaben kennen, so etwas wie Funktionslust, die Begeisterung darüber, plötzlich Wörter entziffern zu können: Jeder, der mit Kindern im Grundschulalter zu tun hat, kennt Situationen z.B. auf Autofahrten, in denen das Kind auf der Rückbank vorbeifliegende Schilder zu buchstabieren versucht: „A; AP; APO; APOT; - Manno! Fahr doch nicht so schnell!“ Aber über die Anstrengung eines ganzen Buches trägt diese Begeisterung noch nicht, und zudem ist dem Kind in diesem Stadium nach dem geglückten Entziffern häufig überhaupt nicht bewusst, was es denn da gelesen hat. Meine Tochter war erst wenige Wochen in der ersten Klasse, als ich sie in ihrem Zimmer das Bilderbuch „Mensch Kuckuck“, das sie nicht kannte, durchbuchstabieren

hörte. Als sie hinterher zu mir kam, und ich sie fragte, wie ihr die Geschichte gefallen hätte, sagte sie im Brustton der Überzeugung: „Das weiß ich doch nicht! Ich weiß ja nicht, wovon das handelt!“ Und noch viel später, als sie vor dem Einschlafen im Bett regelmäßig las, wusste sie anschließend oft nicht, was sie gelesen hatte.

Wenn es nun so ist, dass der Weg zum Vergnügungslesen unendlich steinig ist: Warum sollten wir dann nicht alles tun, um ihn Kindern zu erleichtern? Erstlesebücher tun genau dies: Durch ihre überschaubare Länge geben sie dem lesenden Kind das Gefühl, das ganze Buch bewältigen zu können; die große Schrift mit viel Durchschuss lässt jede einzelne Seite als problemlos erscheinen; die Illustrationen auf jeder Seite verkürzen nicht nur den zu bewältigenden Text, sondern schaffen auch Ruhepausen, Motivation und Neugier.

Erstlesebücher ermöglichen auch solchen Kindern, für die die Lektüre eines Buches sonst eine unüberwindbare Hürde darstellen würde, diese Hürde zu überspringen, daraus Stolz auf die eigene Leistung und eine Selbstsicherheit im Bezug auf das Lesen zu gewinnen; und dieser Erfolg wird sie dann hoffentlich dazu bringen, zum nächsten Buch zu greifen – nach dessen Lektüre das Lesen dann ja vielleicht schon ein ganz kleines bisschen leichter geht. Bei Lesungen begegne ich immer wieder Kindern, die mir stolz eines meiner Erstlesebücher zum Signieren bringen. „Hab ich gelesen!“, sagen sie. „Ganz! Ich hab nur drei Tage gebraucht!“ „Nein!“, sage ich und bin vollkommen überwältigt und beeindruckt von einer derartigen Leistung. Ich verzichte darauf zu sagen, dass ich für die Lektüre dieses Buches eine Viertelstunde brauche und hoffe, dass wir vielleicht wieder ein Kind am Lesehaken haben.

Ein Medien erfahrenes Kind hat Ansprüche!

Aber diese Begeisterung über die eigene Leistung allein genügt ja nicht, um ein Kind zum Leser zu machen. Wir können unsere Erstlesebücher formal noch so einfach und den modernsten Erkenntnissen der Lesedidaktik

entsprechend gestalten: Wenn es nicht auch ihr *Inhalt* schafft, Kindern zu vermitteln, dass Lesen Spaß macht, werden sie spätestens nach dem dritten Buch, durch das sie sich hindurch gelangweilt haben, nicht zu einem weiteren greifen. Denn jetzt wissen sie ja, dass sie lesen können. Das müssen sie sich nicht immer wieder bestätigen. Warum sollten sie also weiter machen, wenn sie nicht neugierig geworden sind auf den Inhalt von Büchern? Es sind die allerersten Bücher, die ein Kind in die Hand bekommt und die es selber liest, die darüber entscheiden, ob es Bücher für etwas Lohnenswertes oder für etwas hält, bei dem die Anstrengung in keinem Verhältnis zum daraus gezogenen Gewinn steht. Gerade diese ersten Bücher sind daher von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung.

Und genau hier liegt bei Erstlesebüchern das Problem, dessen man sich als AutorIn bewusst sein muss. Denn Kinder, die auf dem Gebiet des Lesens Neulinge sind, sind ja, das habe ich eben gesagt, heutzutage längst erfahrene Nutzer anderer Medien. Mit heiteren kleinen Geschichten von verschnupften Nilpferden und Kirschsafft trinkenden Vampiren werden wir auf die Dauer niemanden fesseln können, der seit Jahren im Fernsehen Filme von höchster Dramatik guckt, alle Vorabendserien kennt und ein Fan von GZSZ ist. Ein Medien erfahrendes Kind stellt Ansprüche an ein Buch – und diese Ansprüche zu erfüllen, während man sich gleichzeitig an die formalen Einschränkungen hält, die Erstlesereihen dem Autor im Dienste der Erstlesedidaktik auferlegen, ist nicht immer einfach. Zwischen den *Lesewünschen* des Leseanfängers und seinen *Lesemöglichkeiten* klafft zunächst ein gigantischer Abstand – und diesen, soweit es geht, zu überbrücken, wäre Aufgabe des Autors von Erstlesebüchern, ein Unterfangen, das auch von den Autoren selbst nicht immer ganz ernst genug genommen wird, weil ein Text von zwei, höchstens fünfzehn Normseiten eben einfach schnell zwischendurch geschrieben werden kann, literarisch keine Anforderungen stellt und auch von der Kritik nicht wahrgenommen wird.

Für Autoren nicht ganz einfach

Welche Schwierigkeiten sind es nun, mit denen sich der Autor beim Schreiben von Erstlesetexten konfrontiert sieht? Anders als bei anderen, im Autorenjargon „richtigen“, Büchern bekommt er vom Verlag Auflagen, die die Form des Textes betreffen und die sich, je nach Reihe und Schwierigkeitsgrad unterscheiden: Etwa, dass der Text eine Länge von 14 Seiten à 18 Zeilen à höchstens sechs Wörter bzw. 33 Anschläge nicht überschreiten darf; dass nur Hauptsätze verwendet werden sollten; dass Fremdwörter und überhaupt für Kinder schwierige Begriffe zu vermeiden sind. Schreiben Sie mit all diesen Vorgaben im Kopf mal ein Buch, das einen Leser fesselt! Ich jedenfalls finde das enorm schwierig.

Zunächst einmal hat ja schon die Beschränkung auf eine bestimmte Seitenzahl einschneidende Folgen. Wenn ich normalerweise ein Buch schreibe, habe ich zunächst einmal eine Idee, eine konkrete Lust zu schreiben, die ausgelöst sein kann durch ein Thema, ein Anliegen, eine bestimmte Figur, die mir Spaß macht, sogar durch eine Form. Der Anlass ist von Buch zu Buch unterschiedlich. Hierzu nun entwickle ich meine Geschichte, ich entwickle Figuren, bedenke Formales, suche den passenden Ton. Auch bei genauester Vorplanung allerdings entwickelt die Geschichte dann im Schreibprozess doch immer wieder eine eigene Dynamik, fallen mir erst beim Schreiben Details ein, die den Text dann – das hoffe ich wenigstens – rund, lebendig, anschaulich, manchmal auch lustiger oder trauriger machen. Ich suche mir meinen Ton so, wie ich ihn für gerade diese Geschichte brauche und ich ihn für angemessen halte; und auch die Länge ergibt sich schließlich aus den Notwendigkeiten der Handlung und der beschriebenen Ideendynamik im Schreibprozess: Es gibt Kinderbücher mit vierzig und mit zweihundertvierzig Manuskriptseiten, und diese Seitenzahl haben sie nicht, weil der Verlag, sondern weil die Geschichte sie gefordert hat.

Textlänge und Illustrationen beeinflussen die Geschichten

Völlig anders verläuft das Schreiben, wenn die Textlänge von vornherein vorgegeben ist. Die Vorplanung muss bis ins Detail stimmen, spontane Einfälle, und erscheinen sie mir noch so witzig, haben wenig Chancen; das Schreiben muss sehr viel geplanter und disziplinierter verlaufen. Gerade all jene Anteile, die einen Text zum unverwechselbaren Produkt eines bestimmten Autors machen, verschwinden – je nach Textlänge mehr oder weniger – aus solcherart Geschichten, so dass es nicht verwunderlich ist, wenn viele von ihnen sich im Ton dermaßen ähneln, dass ihr Autor kaum mehr auszumachen ist und sie im schlimmsten Fall auf den Leser flach und langweilig wirken.

Aber die vorgegebene Kürze hat ja noch weitere Auswirkungen, die einen Erstlesetext von anderen Büchern unterscheiden. So ist wenig Raum für die indirekte Charakterisierung von Figuren: Statt sie im Prozess der Handlungsentwicklung einzuführen, sie also durch die Beschreibung ihrer Mimik, ihrer Gesten, einer Fülle kleiner Verhaltensweisen zu entwickeln, muss dem Leser häufig ganz direkt etwas über ihre Eigenschaften, ihre Fähigkeiten, Vorlieben und Abneigungen mitgeteilt werden. Für Psychologisches ist wenig Raum; anstatt wirklicher Charaktere sind die Figuren häufig nur Typen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass Erstlesebücher reich, im allgemeinen auf jeder Doppelseite illustriert sind: Der Text sollte daher nicht nur ganz allgemein handlungsstark, sondern möglichst an häufig wechselnden Schauplätzen angesiedelt sein und mit wechselnden Figuren operieren, um dem Grafiker Material für seine Illustrationen zu liefern. Ein Dialog, der sich zwischen Mutter und Sohn über drei Doppelseiten am Küchentisch hinzieht, stürzt einen Illustrator in Depressionen und sollte möglichst so eingekürzt werden, dass er auf einer Doppelseite Platz findet – was nicht immer ganz einfach ist, wenn man sich klar macht, dass eine Doppelseite vielleicht gerade vierzehn Zeilen a höchstens 33 Anschläge umfasst.

Nur äußere Handlung ist zu wenig

Nun können wir uns natürlich fragen, ob Kinder nicht auch ganz glücklich sind mit Texten, die uns als Erwachsenen flach, ja trivial erscheinen - und so ganz abwegig ist das, wenn man den Ergebnissen der Leseforschung glauben darf, gar nicht. Wir wissen heute, dass der Erwerb der Fähigkeit des kreativen Lesens von der thematischen zur ästhetischen Lektüre verläuft, was nichts anderes bedeutet, als dass für das lesende Kind zunächst Handlung und Figuren im Zentrum stehen, Aspekte wie Sprache und Stil, ästhetische Gestaltung, historischer oder gesellschaftlicher Kontext einer Geschichte dagegen vollkommen unberücksichtigt bleiben.

Meine eigenen Erfahrungen bestätigen das: Kinderbriefe, die ich bekomme, gehen wirklich ausnahmslos auf die äußere Handlung der Bücher ein, und Vorschläge für Fortsetzungen bewegen sich ebenfalls auf dieser Ebene: Könnte King-Kong das Meerschwein nicht mal im Zirkus auftreten, einen Verbrecher fangen, einen Schatz finden. Und auch wenn ich hier und jetzt eine Umfrage nach Ihrer Kindheitslektüre starten würde, käme vermutlich heraus, dass Sie eine Enid-Blyton-, Karl-May-, Drei-Fragezeichen-, oder TKKG-Phase gehabt haben, in der es Sie den Teufel gekümmert hat, ob die von Ihnen unter der Schulbank oder der Bettdecke verschlungenen Bücher auch nur minimalen literarischen Ansprüchen genügen konnten. Sie waren einfach spannend, und unter spannend haben wir alle als Kinder zunächst einmal eine spannende äußere Handlung verstanden. Der Verzicht auf Ästhetisches, Psychologisches oder Gesellschaftliches scheint also der Ausbildung einer Lesemotivation in der Frühphase zumindest nicht im Wege zu stehen.

Ganz so eindeutig scheint mir allerdings auch dies nicht zu sein: Einige der erfolgreichsten Geschichten der letzten Jahrzehnte auch für ganz junge Leser beziehen nämlich ihre Spannung fast ausschließlich aus der Darstellung der Gefühlswelt eines Kindes bei minimaler äußerer Handlung – denken sie z.B. an Lindgrens *Lottageschichten* oder *Pelle zieht aus*. Offenbar kann auch ein solcher Text für jüngere Kinder spannend sein, solange er nur formal so gestaltet ist, dass er ihre Kompetenz nicht überfordert. Ebenso

können alltägliche Geschichten vom Leser als spannend wahrgenommen werden, wenn sie ihm das Wiedererkennen und damit auch die – distanzierte, risikolose – Auseinandersetzung mit eigenen, vielleicht beängstigenden oder problematischen Erlebnissen erlauben.

Wenn Erstlesebücher diese Ebene zunehmend aussparen, dann verweigern sie ihren Lesern die Einführung in eine der wichtigsten Erfahrungen, die ich, zumeist natürlich unbewusst, beim Lesen machen kann, nämlich die, dass ich in Texten über *Andere Eigenes* finden und mich, ohne die psychischen Gefahren, die das im realen Leben mit sich brächte, durchspielen und mit ihm auseinandersetzen kann.

Was kann man Kindern zumuten?

Bisher bin ich nur auf die Folgen eingegangen, die die vorgeschriebene *Kürze* eines Textes hat – jetzt soll es darum gehen, dass der Autor darüber hinaus auf die *Einfachheit der Sprache* zu achten hat. Solange es um Reihen geht wie etwa *Sonne, Mond und Sterne*, die nicht so gesetzt werden, dass auf jede Zeile ein Sinnschritt entfällt, ist das Problem noch nicht allzu groß: Schwierige Wörter sollten gemieden werden, wobei nicht völlig geklärt ist, ob nun seine Länge oder seine Fremdartigkeit ein Wort zu einem schwierigen machen. Vor 15 Jahren musste ich in meinem ersten *King-Kong*-Band auf die Wörter *Schrebergarten* und *Jeans* verzichten; heute hätte das Lektorat damit vermutlich keine Probleme mehr, ebenso wenig wie mit Begriffen aus der Kinderkultur, die gerade aktuell sind, selbst wenn sie hochkompliziert sind wie seinerzeit etwa das Tamagotchi oder heute die Pokemon-Figuren.

Neben der Vermeidung schwieriger Wörter geht es dann darum, dass auch die Sätze nicht allzu lang und kompliziert sein dürfen. So ergibt sich dann häufig dieser merkwürdige Stakkatostil, der aus jedem Nebensatz einen Hauptsatz macht, damit Kommata vermieden werden. Aber selbst wenn ich inzwischen nicht mehr zögere, Nebensätze zu verwenden: Das, was wir gemeinhin Schachtelsätze nennen, hat in einem Erstlesebuch nichts zu suchen. Sie überfordern das Arbeits- oder Kurzzeitgedächtnis des

Leseanfängers. Selbst Simultandolmetscher können, habe ich gelesen, nur bis zu zwölf Wörtern speichern. Einfache, gereihte Nebensätze dagegen verwende ich inzwischen hemmungslos, weil ich ziemlich sicher bin, dass sie Kindern keine großen Schwierigkeiten bereiten. Schließlich kann, genau wie bei einer Abfolge von Hauptsätzen, der Inhalt Schritt für Schritt entschlüsselt werden. Richtig schwierig wird es für den Autor allerdings dann, wenn er mit Vorgaben zu kämpfen hat wie: Jede Zeile ein Sinnschritt von höchstens sechs Wörtern und insgesamt höchstens 33 Anschlägen. Dass derart strenge (für absolute Leseanfänger aber sinnvolle) Vorgaben massive Auswirkungen auf die Sprache eines Textes haben, ist klar.

Ein weiteres Thema ist die Serie. Im Erstlesebereich nämlich finden wir sie häufig. Lesedidaktisch sind Serien sinnvoll: Nach dem ersten Buch kennt das lesende Kind die Figuren und ihr Umfeld und greift so eher nach einer weiteren Geschichte vom Franz als nach einer völlig neuen Geschichte mit ihm unbekanntem Personal. Denn statt der Mühe, sich in eine neues Figurenensemble einzufinden, neue Charaktere in ihren Beziehungen zueinander kennen zu lernen, trifft es hier auf alte Bekannte. Die Serie bietet ihrem Nutzer immer auch einen Wohlfühleffekt, ähnlich wie beim zweiten Urlaub am selben Ort: Man kennt das Personal und weiß, wo es die günstigste Cola und die besten Antipasti gibt, man genießt das Gefühl, wieder einmal an einem Ort zu sein, der einem vertraut ist. In manchen Fällen ist ein Kind so an eine Serie gebunden, dass es Autor und Verlag Anfragen und Vorschläge zu weiteren Geschichten schickt – und Serien können so ganz wunderbar für den Aufbau einer stabilen Lesemotivation genutzt werden.

Keine Regel ohne Ausnahme

Natürlich muss man nicht unbedingt Erstlesebücher lesen, um zum Leser zu werden. Auch heute noch gibt es Kinder, die den Einstieg über längere Texte finden, an denen sie – trotz ihrer eingeschränkten Lesefähigkeit -, einfach hängen bleiben, weil sie sie spannend finden. Harry Potter ist in diesem Zusammenhang oft genannt worden. Und auch, wenn ich mir relativ sicher

bin, dass es kaum viele Erst- oder Zweitklässler geben dürfte, die nach den Leseübungen der Fibel Potter ohne Zwischenschritt bewältigen, sieht das für Dritt- oder Viertklässler schon anders aus. Und der lesefördernde Effekt eines derart langen Buches, ja womöglich aller vier Bücher, ist überhaupt nicht zu überschätzen. Ein Kind, das Potter eins bis vier gelesen hat, kann danach sicher und fürs Leben lesen. Viele Kinder allerdings brauchen eben die Hilfe kürzerer Texte, um sich an ein derart langes Buch – wie spannend es auch immer sein mag - überhaupt heran zu trauen. Und dabei sollten wir ihnen helfen.

Kirsten Boie, geboren 1950 in Hamburg, gehört zu den bedeutendsten und erfolgreichsten deutschsprachigen Kinder- und Jugendbuchautorinnen. Ihre Bücher wurden vielfach ausgezeichnet, ihr Gesamtwerk bereits dreimal für den Hans-Christian-Andersen-Preis, die höchste internationale Auszeichnung für Kinder- und Jugendbuchliteratur, nominiert. Der Vortrag „Wir sollten den Kindern dabei helfen, Leser zu werden“ wurde erstmals am 19. Dezember 2001 auf einem Buchhändler-Seminar in Hamburg gehalten und wird vom Oetinger Lesebuch in gekürzter Form abgedruckt.